

1. KW, 5. Januar

Ich habe das neue Jahr verschlafen. Am 31. Dezember 2012 lag ich um 22.30 Uhr im Bett und schlief sofort ein. Seit Tagen hielt mich eine Erkältung gefangen und ausgerechnet am Silvesterabend war der Tiefpunkt erreicht. Neben den Bronchien und den Nasennebenhöhlen war auch noch der Geschmackssinn befallen, und es ist wirklich interessant wie viel beim Essen über den Tastsinn funktioniert. Wie wir durch die Konsistenz spüren, dass wir jetzt Räucherlachs essen oder Camembert und dies auch weitergemeldet wird an das Gehirn, ohne dass der Geschmackssinn dazu etwas sagen kann. Dem war in diesen Tagen alles gleich.

Vermutlich um 00.00 Uhr, also doch zum Start des Jahres 2013, bin ich kurz aufgewacht vom Geballer in der schwäbischen Kleinstadt, in der wir die Feiertage verbracht haben. Einige Schläge ließen tatsächlich die Scheiben klirren, und ich schlief und erwachte in einem unregelmäßigen Rhythmus, bis das Donnern nachließ oder ich mich daran gewöhnte. Gespart haben die Schwaben jedenfalls nicht am Feuerwerk. Obwohl ihnen ja immer Sparsamkeit nachgesagt wird.

Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse, SPD, hat sich in der Silvesterausgabe der *Berliner Morgenpost* über die vielen Schwaben in seiner Berliner Nachbarschaft im Prenzlauer Berg echauffiert. „Ich ärgere mich, wenn ich beim Bäcker erfahre, dass es keine Schrippen gibt, sondern Wecken. Da sage ich: In Berlin sagt man Schrippen, daran könnten sich selbst Schwaben gewöhnen. Genau das gleiche mit Pflaumendatschi. Was soll das? In Berlin heißt es Pflaumenkuchen. Da werde ich wirklich zum Verteidiger des berlinerischen Deutsch.“

Ich wünsche mir, dass die Schwaben begreifen, dass sie jetzt in Berlin sind. Und nicht mehr in ihrer Kleinstadt mit Kehrwoche. Sie kommen hierher,

weil alles so bunt und so abenteuerlich und so quirlig ist, aber wenn sie eine gewisse Zeit da waren, dann wollen sie es wieder so haben wie zu Hause. Das passt nicht zusammen.“ Interessant daran ist eigentlich nur, dass Thierse meint, eine ganze Bevölkerungsgruppe beschimpfen zu können. Und damit ist er nicht allein. Denn in Berlin Prenzlauer Berg und Mitte hängen Poster und Plakate, auf denen „Schwaben raus“ steht. So als ob sie tatsächlich allein für den kompletten Austausch der Bevölkerung in diesen Vierteln verantwortlich seien. Für die steigenden Mieten und die damit einziehende Langeweile. Es sind nie die Bayern oder Hessen oder Pfälzer. Nicht einmal die Badener.

Ich habe zehn Jahre gebraucht, um das Wort ‚Schrippe‘ zu benutzen. Ich habe mich mutig gewehrt gegen dieses hässliche Wort, das ein einfaches Brötchen bezeichnet. Die ersten Jahre meiner nun zwanzigjährigen Berlinzugehörigkeit habe ich in Lichtenberg verbracht, Anfang der Neunziger, und da hörte jeder Spaß auf. Da wohnten ausnahmslos Berliner, richtige, meine ich. Wer dort ‚Berliner‘ sagte für das Gebäck, das die ganze Welt so bezeichnet, das der Berliner aber aus unerfindlichen Gründen ‚Pfannkuchen‘ nennt, wurde mehr als schief angeguckt. Da fielen manchmal harte Worte. ‚Pfannkuchen‘ habe ich auch schnell angenommen, man will ja nicht unhöflich sein, aber ‚Schrippe‘ habe ich auch in Lichtenberg nie gesagt.

Aber irgendwann habe ich mich dann integriert, und das ist es doch wohl, was sich unsere Gesellschaft so sehnlich von uns wünscht. Von Arabern und Schwaben. Der Bäcker bei mir um die Ecke hat kurdische Vorfahren, und ihm ist gleich, wie Brötchen genannt werden. Gar nicht thematisiert wurde bei dieser tiefgründigen Diskussion, dass es immer weniger Bäcker in Berlin gibt. Die meisten Läden, die sich so nennen, backen einfach nur Fabrikrohlinge auf, die alle gleich schmecken. Richtige Bäcker, die nachts

um zwei anfangen zu arbeiten und wirklich noch selber einen Teig ansetzen, gibt es kaum noch.

Während ich also in der schwäbischen Provinz im Fieber lag und das neue Jahr schlafend begann, rasten die USA auf eine Fiskalklippe zu. So richtig habe ich nicht begriffen, worum es dabei ging. Aber eines war klar: Wenn sich Demokraten und Republikaner nicht einigen, dann werden automatisch Steuern erhöht, und die ohnehin schon schwächelnde Wirtschaft geht den Bach runter. So wurde uns das tage-, ja wochenlang erklärt. Es ging um Sekunden, das mächtigste Land der Welt raste auf diese ominöse Fiskalklippe zu, und in letzter Sekunde, wirklich in allerletzter Sekunde, einigte man sich. Ja, worauf? Darauf, sich zu vertagen. Vielleicht ist so die amerikanische Lust an der Fernsehserie zu erklären. Es geht um Leben und Tod, aber nur bis zum Abspann, und nächste Woche geht es wieder um Leben und Tod. Ich wusste bis zum morgen des 1. Januar 2013, an dem ich noch virusgeschwächt die Nachrichten hörte, gar nicht, dass es die Möglichkeit, sich zu vertagen, überhaupt gab. Aber ich mag auch keine Fernsehserien.

4. KW, 23. Januar

Im Bauch des Alexanderplatzes. Mit Jaroslav Rudiš treffe ich mich unter der Erde. Wir laufen durch die vielen Gänge, die hier von der U2 über die U5 zur U8 führen. Die Kacheln sind nicht blau, nicht grün. Türkis hilft als Beschreibung auch nicht. Jara strahlt. Er wollte ein Bahner werden. Ein ‚Eisenbahner‘ wie sein Onkel und Großvater. „Die haben mit Stolz diese Uniform getragen, und ich wollte das als Junge auch. Aber dann habe ich mit dreizehn Jahren eine Brille bekommen, und so konnte ich nicht mehr Lokführer werden.“ So ist er Schriftsteller geworden, was mich sehr freut. Auf Deutsch erschienen sind: *Der Himmel unter Berlin*, *Grandhotel*, *Die Stille von Prag* und die Graphic Novel *Alois Nebel*. Außerdem schreibt er Drehbücher für Filme und Hörspiele.

Kennengelernt haben wir uns in Finnland bei einem Schriftstellerkongress. Wir saßen in der Nähe von Lahti den ganzen Tag in einem großen Zelt, und Autoren aus der ganzen Welt hielten Vorträge zum Thema „Das Unsagbare in der Literatur“. Die wurden simultan ins Englische, Französische und Russische übersetzt. Deutsch gab es nicht, und so wurde mein Vortrag von einem finnischen Autor in finnischer Übersetzung vorgetragen, und ich hörte die englische Simultanübersetzung. Stille Post ist nichts dagegen.

Und es war Mittsommer, es wurde einfach nicht dunkel. Für eine meiner Erzählungen, für *Gegenlicht*, bin ich zur Wintersonnenwende nach Finnland gefahren. Bis hoch nach Lappland. Da wurde es einfach nicht hell. Man könnte denken, wenn es dann im Sommer nicht dunkel wird, dass das diese pausenlose Dunkelheit im Winter ausgleicht. Aber das stimmt nicht. Ich empfinde es zumindest nicht so. Diese Tage haben etwas Gnadenloses. Es gibt kein Ende. So wie es im Winter keinen Anfang gibt. Ich genieße es, wenn es in einem schönen Sommer in Deutschland nicht dunkel wird und die Sonne erst zwischen 22.00 Uhr und 23.00 Uhr untergeht, aber sie geht

unter. Irgendwann. In Finnland war es auch um Mitternacht noch so hell, dass wir Fußball spielen konnten. Die finnischen Autoren gegen den Rest der Welt. Jara und ich haben beim Rest mitgespielt, und sind mit den Finnen danach in die Sauna gegangen. Wir haben erstaunt zugesehen, wie sie Bier auf die heißen Steine gegossen haben, und auch um 02.00 Uhr war es immer noch nicht dunkel.

Das Unsagbare in der Literatur. Jaras und meine Freundschaft war von Anfang an das Gegenteil. Wir haben ununterbrochen geredet. Kamen vom Hölzchen aufs Stöckchen. Auf Deutsch, das der in Liberec geborene Tscheche fast perfekt spricht.

Wir besteigen eine U-Bahn der Linie U1. Ich möchte noch zum Bahnhof Zoo. Die Heldin meines Romans, Astrid, sitzt dort fest. Im *Pressecafé*, das eine Institution war im alten Westberlin, wo es die Zeitungen vom Folgetag schon am späten Nachmittag zu lesen gab. Nur will das *Pressecafé* um meine Heldin herum für mich nicht erscheinen, und so geht es nicht weiter. Ich muss sie befreien.

Jara erzählt, dass er am Wochenende nach Tschechien fahren will. Zur Präsidentenwahl. Das nenne ich vorbildliche Bürgerpflicht, aber er wirft seine schwarzen Haare, die ein bisschen an Popperlocken erinnern, aus der Stirn und sagt: „Es herrscht gerade eine ganz große Hysterie in meinem Land. Ich habe vergessen, meinen Wählerausweis hierher zu bestellen, und so muss ich da einfach hinfahren. Es ist so spannend.“

Auch bei uns sind die Präsidentschaftskandidaten durch die Medien gegangen. Vor allem ein komplett tätowierter Künstler. „Ja, der ist jetzt weltberühmt“, sagt Jara. 7% bekam der Mann in den Vorwahlen. „Die beiden Kandidaten, die übriggeblieben sind und jetzt zur Wahl stehen, zeigen, wie wir Tschechen eigentlich sind. Miloš Zemann ist der ewig

wiederkehrende Typ Schwejk. Der Tscheche der in der Kneipe hockt, fit ist im Kopf, ständig Witze reißt, Becherovka und Bier trinkt, und seine Aussage ist: Wenn ihr mich wählt, dann wird es gemütlich in unserer Dorfkneipe. Ich bin einer von euch.“

„Ja, und der andere“, sagt Jara nachdenklich, „Karl Schwarzenberg, ein Fürst, der vor den Kommunisten fliehen musste und in Österreich aufwuchs. Der ist unglaublich beliebt bei der Jugend, die laufen mit ‚Karl for President‘-T-Shirts rum, so wie es früher ‚Sex Pistols‘-T-Shirts gab. Wahrscheinlich sind wir das einzige Land, in dem Jugendliche Adlige anhimmeln. Es ist herrlich, eine Komödie. Aber es hat auch eine Tragik. Weil die Situation auch hysterisch ist. Denn es kann sein, dass die ‚Bene-Dekrete“ die Wahl entscheiden. Schwarzenberg sagt: „Es war Unrecht.“ Und Zeman sagt: „Das muss man aus der Perspektive der damaligen Zeit sehen, die Deutschen waren die Bösen, und es ist gut, dass sie weggekommen sind.“ Wir landen am Bahnhof Zoo, und Jara wirft zum letzten Mal die Haare aus dem Gesicht. „Es ist schon verrückt, in Deutschland interessieren die ‚Bene-Dekrete‘ keine Sau mehr, aber in Tschechien können diese alten deutschen Knochen noch eine Wahl entscheiden.“

In Deutschland war in Niedersachsen am vergangen Wochenende auch eine Wahl. Die FDP hat so viele Leihstimmen von der CDU bekommen, dass sie bei 10% gelandet ist. Bei den Umfragen vorher hatten sie kaum 5%. Philipp Rösler war sehr umstritten und sollte gehen. Der Whler aber wollte Schwarz-Gelb auf Umwegen wählen, wohl weil es keinen Grund mehr gibt, der FDP direkt eine Stimme zu geben. Sie steht für wirklich gar nichts mehr. Aber es hat nicht funktioniert. Rot-Grün regiert mit einer Stimme Mehrheit.

Und Astrid, meine Romanheldin? Sitzt immer noch im *Pressecafé* am Zoo Ende der Achtzigerjahre. Frisch aus Ostberlin gekommen. Heute ist im *Pressecafé* ein *Burger King*, und die Stimmung ist so trist, dass ich nicht

einmal meinen Laptop aufklappen mag. Um sie und um mich also völlige Leere. Ich gehe los und suche ein Café und: „Assi, nächste Woche hol ich dich da raus!“

6. KW, 6. Februar

Ich muss weg aus Hohenschönhausen. Weg von diesem Stasiknast, den hohen Mauern, Wachtürmen und Stacheldraht. Zu DDR-Zeiten war das hier ein großes Sperrgebiet. Heute stehen da Einfamilienhäuser, neu gebaut, die direkt an den Zaun anschließen. Die Bewohner gucken auf das Untersuchungsgefängnis der Staatssicherheit, und ich kann mir nicht vorstellen, wie das ist, dort zu wohnen. Vom Küchenfenster aus dieses steinerne Elend vor Augen zu haben. Diese Häuser sind erst in den Neunzigerjahren gebaut worden. Ist man dann dickfällig oder stumpfsinnig, wenn man hier wohnt?

Also fahre ich mit dem Auto über den Alexanderplatz und den Potsdamer Platz in das Restaurant *Ypsilon*, ein griechisches Restaurant, das ich schon seit zwanzig Jahren kenne, und in dem ich bestimmt schon Jahre nicht mehr war. Es sieht unverändert aus, leer, weil es noch Nachmittag ist. Aus den Boxen kommt griechischer Pop, und die Karte hält Vertrautes bereit. Hirtensalat, Souvlaki, Lammkotelett. Draußen fahren die Autos vierspurig vorbei, und nicht weit von hier stand der Sportpalast, in dem Goebbels 1943 seine „Wollt ihr den totalen Krieg“-Rede gehalten hat. Es ist nicht leicht, in Berlin einen unbelasteten Ort zu finden.

Ich habe in Hohenschönhausen zum ersten Mal die DDR als Besucher betrachtet. Ich kann mich nicht erinnern, schon einmal in einem speziellen DDR-Museum gewesen zu sein. Ich bin in der DDR aufgewachsen, ich kenne die DDR. Auch wenn ich nicht im Gefängnis war. Zum Glück.

Wolfgang Warnke war hier im Gefängnis. Er ist einer von zweiunddreißig ehemaligen Häftlingen, die heute Besucher durchführen. Warnke saß hier 1975 für vier Wochen ein. Seine Geschichte ist bizarr. Er war eigentlich



Bundesbürger und wollte einem Mann zur Flucht verhelfen, von Bulgarien in die Türkei.

Er wurde geschnappt, und die bulgarischen Behörden wollten ihn behalten. Aber Mielke verhandelte so lange, bis er den Häftling Warnke für vier Wochen bekam, allein eingeflogen in einer Staatsmaschine der DDR. Nach vier Wochen schickte man ihn wieder zurück nach Bulgarien. Ohne wirklich etwas erfahren zu haben.

Er zeigt uns Zellen mit viel zu kurzen Betten, eine gebastelte Ampel auf dem Flur, damit die Häftlinge sich nicht begegnen konnten. Bei Rot mussten sie stehenbleiben, den Kopf drehen und an die Wand gucken. Sie wurden immer von demselben Stasioffizier verhört. Acht Stunden, zehn Stunden, zwölf Stunden. Über Tage. Tatsächlich kann man sich die körperlichen Demütigungen besser vorstellen als das quälende Vergehen der Zeit. Ich kann mir vorstellen, wie es ist, wenn man sich ausziehen muss und einem in alle Körperöffnungen geguckt wird. Aber was macht man den ganzen Tag in einer drei Quadratmeter großen Zelle? Ohne dass man sich hinlegen darf, und sogar auf dem kleinen Hocker muss man immer in einer bestimmten Position sitzen. Selbst Liegestütze sind verboten. Man wurde nachts geweckt, wenn man nicht die korrekte Schlafposition einnahm. Warnke: Auf dem Rücken liegend, die Hände sichtbar auf der Decke und das Gesicht nicht verdeckt. Wer sich aus dieser Position dreht (was der Mensch im Schlaf etwa fünfzig Mal pro Nacht macht) wurde geweckt durch einen lauten Ruf: „Schlafposition einnehmen!“ Oder durch Schlagen ans Metall. Eine 60-Watt-Birne wurde zum Überprüfen alle zwanzig Minuten lautlos angeknipst. Vielleicht kann man sich diese Art Folter jeweils im Detail vorstellen, aber nicht als Abfolge von endlosen Stunden und Tagen.

Wolfgang Warnke tut es noch mit über siebzig Jahren und gut vierzig Jahre später. Jetzt sitzt er auf dem Stuhl des Verhörenden. „Nummer 115“ hat

gewonnen, und wenn man bedenkt, wie viele Gefangene weltweit unter ähnlichen Bedingungen gequält werden, kann man sich nur mit ihm freuen. „Angst, Schlaflosigkeit, Vertrauensverlust. Daran leiden wir sowieso alle, bis heute“, sagt er beinahe beiläufig. Sowie wir ein Stück über den Hof gehen, saugt er gierig an einer Zigarette. Immer noch wie ein Häftling. Während seiner Verhöre lagen seine Lieblingszigaretten griffbereit auf dem Tisch des Stasioffiziers. Als Belohnung, für den Fall, dass er etwas sagen mochte. Etwas, das der Stasioffizier hören wollte.

Begeistert spricht er von Jürgen Fuchs, der auch hier eingesperrt hat. Er habe sich alles im Geiste aufgeschrieben. Sein Finger gleitet über eine unsichtbare Tischplatte wie ein Stift, dann klopft sich Warnke an die Stirn. „Dadurch hat er es hier gespeichert.“ Er selbst habe Gedichte aus der Schule rezitiert, in Gedanken Briefe an seine Eltern und Geschwister geschrieben, und deren Antworten gleich mit. Um nicht verrückt zu werden in der Stille und der Einsamkeit. Ich kaufe mir die Vernehmungprotokolle von Jürgen Fuchs, obwohl ich sie schon gelesen habe. Das ist wirklich ein unglaubliches Buch.

Schwer, danach in den deutschen Alltag zu kommen. Bundesbildungsministerin Schavan wird die Promotion aberkannt. Der Fakultätsrat der Uni Düsseldorf sah es als erwiesen an, dass Schavan systematisch und vorsätzlich, über ihre Dissertation verteilt, gedankliche Leistungen notiert habe, die sie nicht selbst erbracht hat. Schavan ist auf Dienstreise in Südafrika und will nicht zurücktreten, aber das dürfte nur eine Frage der Zeit sein, bis sie es doch tut.

32. KW, 7. August

Ich stehe auf einer Theaterbühne im tschechischen Brno und soll dem Publikum, etwa hundertdreißig Menschen, erzählen, wie ich vor vielen Jahren meinen tschechischen Verleger Pavel Rehorik kennengelernt habe.

Ich mache das gern, weil es eine schöne Geschichte ist und weil wir, als wir sie erlebten, gar nicht wussten, dass es mal eine Geschichte zum Erzählen sein würde – vor einem großen Publikum. Ich saß damals im Prenzlauer Berg in einer Kneipe, in der Judith Hermann kellnerte. Sie stand hinter dem Tresen und trocknete Gläser ab, und ich saß davor und wollte eigentlich nur ein bisschen mit ihr reden, eine Zigarette rauchen und dann wieder verschwinden.

Die Tür ging auf, zwei tschechische (was wir nicht wussten, aber irgendwie vermuteten) Straßenmusiker betraten die Kneipe und setzten sich. Nach einer Weile kam Pavel, unser beider heutiger Verleger, an den Tresen und sagte, dass sein Freund heute Geburtstag habe und sie sich gern mit Schnäpsen betrinken würden, die sie noch nicht kennen würden. Gemeinsam gingen wir das Schnapsregal durch, und am Ende waren wirklich alle betrunken. Jiri, das Geburtstagskind, schlief auf dem Bürgersteig, und Pavel sagte, dass er das immer machen würde, und dass das völlig in Ordnung sei. Ein paar Monate später sollte *Sommerhaus*, später auf Deutsch erscheinen, und Pavel, der das Geld, das er als Straßenmusikant verdiente, normalerweise in seinen Verlag *Větrné mlýny* und nicht in Schnäpse steckte, versprach, es bald ins Tschechische zu übersetzen. So ist es geschehen, und vor ein paar Tagen ist die Übersetzungsförderung für meinen *Winterfisch* bei *Větrné mlýny* genehmigt worden, was mich sehr freut.

Ich lese in Brno als der letzte von dreißig deutschsprachigen Autoren. Es ist der „Monat der Autorenlesungen“, in dem immer ein Deutscher (bzw. Österreicher, Schweizer, Luxemburger) mit einem Tschechen, Slowaken oder Polen auf Reisen geht. Nach Košice (Slowakei), Ostrava und Wroclaw (Polen). Mit dabei u.a. Kathrin Schmidt, Judith Zander, Robert Menasse, Jaroslav Rudiš oder Pavel Kohout.

„Es ist ein Festival der zweiten Städte“, sagte Tereza Semotamová, eine junge Tschechin, die heute in Göttingen in einer Bibliothek arbeitet und hervorragend Deutsch spricht. Für das Festival hat sie Autoren ausgesucht, viele Texte übersetzt, und teilweise auch moderiert und die Diskussionen übersetzt. „Es sollten eben nicht Prag, Bratislava und Warschau sein.“ Das Festival gibt es schon seit vierzehn Jahren. Immer mit einem anderen Gastland.

In Brno folgten nach meiner Lesung eine lebhaftere Diskussion und eine noch lebhaftere Feier. Alle Veranstalter sind glücklich, dass ich nun der letzte Gast bin, und damit ein Monat endet, in dem an jedem Abend in den vier Städten eine Lesung stattfand. Wir trinken viel „Gurkensalat“, wie die Tschechen einen Drink nennen, den sie sich für das Festival ausgedacht haben und der sich als ein Gin Tonic mit frischen Gurken herausstellt.

Am nächsten Morgen um 07.00 Uhr wartet Róbert Gál vor dem Hotel. Ein slowakischer Autor, der in diesem Monat die Aufgabe übernommen hat, die beiden jeweiligen Autoren mit dem Auto von Brno nach Bratislava zu fahren, weil es keine gute Zugverbindung gibt. Ich reise gemeinsam mit Patrik Linhart, einem tschechischen Dichter mit schulterlangen, blond gefärbten Haaren. Rein optisch eine wilde Mischung aus Feenwesen und Charles Bukowski. Ich sitze im Fond des Wagens und die beiden reden vorne tschechisch miteinander. Aus den Boxen dröhnt slowakische Punkmusik, und am Rande der Autobahn gibt es Sonnenblumenfelder,

kilometerweit. Die Blumen senken die Köpfe vor der frühen Sonne, denn auch hier in Mitteleuropa ist es sehr heiß. Seit Wochen schon.

Nach zwei Stunden sind wir in der slowakischen Hauptstadt, von der ich nichts sehen werde außer dem Bahnhof. An einem Kiosk kaufe ich mir einen Kaffee. Gekocht wie früher in der DDR: Das Kaffeepulver einfach mit kochendem Wasser aufgebrüht, so dass eine dicke Schicht oben auf dem kleinen Plastikbecher entsteht. Patrik knackt sich eine Dose Bier auf und steckt sich eine Zigarette an. Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen und holt dies nun im Zug nach. Er schläft und schläft, während wir an der Niederen Tatra vorbeifahren, an Stauseen und den schneebedeckten Bergen der Hohen Tatra. Bevor wir aussteigen, zieht Patrik noch ein echtes tschechisches Polizeihemd über, um die slowakischen Brüder ein bisschen zu provozieren. Ich lasse ihn für zwei Minuten allein vor dem Bahnhofsgebäude stehen, und als ich wiederkomme, stehen zwei slowakische Polizisten vor ihm und nehmen seine Personalien auf. Aber nicht wegen des Hemdes (zumindest offiziell), sondern wegen Rauchens in einem verbotenen Bereich. (Zur Strafe muss er sich schriftlich auf dem Schreibblock des Polizisten entschuldigen und er tut dies auf Slowakisch. Schwejk reloaded.)

Wir sehen ebenfalls nicht viel von Košice an der Grenze zu Ungarn. Patrik liest Gedichte und Kurzgeschichten, die nicht länger sind als acht oder zehn Zeilen. Ich verstehe nichts, weiß aber, dass ein Gedicht von einer Frau aus meiner Heimatstadt Schwerin handelt, die er oder sein lyrisches Ich vielleicht geschwängert hat. Er liest das mit großer Freude, und auch im Publikum wird viel gelacht. Am nächsten Morgen geht es weiter.

In Ostrava fragt mich Lena Dorn, eine junge Deutsche, die in Göttingen Tschechisch studiert hat und nun einen Monat lang jeden Abend deutsche Autoren moderiert und übersetzt hat, ob sie nicht dieses eine Mal völligen

Blödsinn übersetzen könne. Das alles sei sehr spannend gewesen, aber sie könne einfach nicht mehr und würde sich wünschen, einmal aus dem Rahmen zu fallen. Mir gefällt diese charmante Idee sofort, und ich stimme ihr gern zu. Das Publikum ist verwirrt, wenn Lena von einer meiner langen Erklärungen nur einen Satz übersetzt, aber es trägt das Ganze mit Fassung. (Ich weiß im Übrigen auch nicht, was Lena den Leuten erzählt hat.)

Erschöpft komme ich bei brütender Hitze in Wroclaw an. Das Festival hätte für mich nicht einen Tag länger dauern dürfen, aber diese eine Lesung schaffe ich noch.

Deutsche Zeitungen waren in allen Städten nicht zu bekommen, und so gibt es weniger zu berichten. Der amerikanische Außenminister John Kerry hat Israelis und Palästinenser wieder an den Verhandlungstisch gebracht, und sich mit ihnen auf einen Fahrplan geeinigt: „Neun Monate sollen die Verhandlungen dauern, nachdem man sich auf Inhalte, Ablauf und Ort geeinigt hat. Da wird der Minister nicht immer persönlich anwesend sein können, zumal er schon sechs Nahostreisen darauf verwendete, seine Gäste zu überzeugen, nach Washington zu kommen.“ (*Süddeutsche Zeitung*, 31.7.)

John Kerry äußerte wie viele seiner Kollegen in dieser Woche auch Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Wiederwahl von Präsident Robert Mugabe in Simbabwe. Der 89-Jährige wurde am Sonnabend angeblich wiedergewählt: „Ob die personenbezogenen Sanktionen der EU gegen Mugabe nach dieser Wahl weiter Bestand haben, war am Wochenende indes noch nicht klar. Mugabe unterliegt wegen der blutig verlaufenen Wahlen im Jahr 2008 einem Einreiseverbot in die EU.“ (*FAZ*, 3.8.)

„Verstrahltes Grundwasser in Fukushima überwindet Barriere“ schreibt die *Berliner Zeitung* (5.8.). Was vor zwei Jahren noch ein *ARD*-Brennpunkt gewesen wäre, erscheint nun auf Seite fünf. „Das radioaktiv verseuchte

Grundwasser am Atomkraftwerk Fukushima hat den Behörden zufolge eine unterirdische Barriere überwunden und wird vermutlich ins Meer laufen. Der Wasserspiegel steige mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit weiter in Richtung Oberfläche, sagte Shinji Kinjo von der Atomaufsichtsbehörde am Montag. Dort angekommen, werde das kontaminierte Wasser sehr schnell herausfließen. ‚Im Moment liegt eine Notfall-Situation vor‘, sagte er. Dem Betreiber Tepco fehle jedoch das Bewusstsein für die Gefahr.“

Weltweit werden Terroranschläge vermutet, wie die *taz* berichtet (7.8.): „Die USA und Großbritannien haben wegen der aktuellen Terrorwarnungen ihre diplomatischen Vertretungen im Jemen geräumt. Beide Regierungen begründeten den Schritt am Dienstag mit Sicherheitsrisiken. Auch die Deutsche Botschaft in Sanaa bleibt aus denselben Gründen vorerst geschlossen. (...) Weltweit schlossen 22 Botschaften wegen Terroralarms.“